

JAMES
PATTERSON
DAVID ELLIS

OCEAN
DRIVE 7



Weltbild

Ocean Drive 7

James Patterson, geboren 1947, war Kreativdirektor bei einer großen amerikanischen Werbeagentur. Seine Thriller um den Kriminalpsychologen Alex Cross machten ihn zu einem der erfolgreichsten Bestsellerautoren der Welt. Auch die Romane seiner packenden Thrillerserie um Detective Lindsay Boxer und den »Women's Murder Club« erreichen regelmäßig die Spitzenplätze der internationalen Bestsellerlisten. James Patterson lebt mit seiner Familie in Palm Beach und Westchester, N.Y..

David Ellis machte 1993 an der Northwestern Law School seinen Abschluss und arbeitet heute in Chicago als Anwalt mit Schwerpunkt Verfassungsrecht. Für seinen Debütroman *Line of Vision* erhielt er 2002 den Edgar-Allan-Poe-Award. David Ellis lebt mit seiner Frau, zwei gemeinsamen Töchtern und zwei Hunden in Springfield, Illinois. Mit *In Gottes Namen* gelang ihm in Deutschland der Sprung auf die Bestsellerlisten.

James Patterson
und David Ellis

Ocean Drive 7

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Peter Beyer

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Murder House* bei Little, Brown and Company, Hachette Book Group, New York, NY.



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2015 by James Patterson
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Übersetzung: Peter Beyer
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Joao Paulo V Tinoco;
© Alexandra Glen; © freedomnaruk)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-686-1

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Matt, Libby und Zach Stennes

PROLOG

BRIDGEHAMPTON, 1995

Als er die Augen aufschlägt, ist es draußen noch dunkel, und durch das geöffnete Fenster strömt kühle, frische Luft herein. Normalerweise würde er erst in einer Stunde aufstehen, aber in Erwartung des heutigen Tages konnte er in der vergangenen Nacht kaum schlafen. Eigentlich ist er sich noch nicht einmal sicher, ob er überhaupt geschlafen hat.

Als er den langen, schmalen Posaunenkoffer in der Ecke seines Schlafzimmers erblickt, beschleunigt sich sein Herzschlag. All diese Proben, all diese Übungsstunden, so lange, bis ihm Hände und Schultern schmerzten, bis es in seinem Kopf hämmerte, all diese Vorbereitungen liefen auf den heutigen Tag hinaus. Endlich ist er gekommen!

Rasch putzt er sich die Zähne und zieht sein Halloween-Kostüm an. Er nimmt den Posaunenkoffer und seinen Schulrucksack und geht leise nach unten, um seine Mutter nicht aufzuwecken.

Er reißt die Zellophanfolie auf, legt zwei Pop-Tarts in den Toaster und schenkt sich ein Glas Milch ein. Er trinkt die Milch, rührt aber das Gebäck nicht an. In seinem Magen rumort es zu sehr. Essen wird er später, nach seinem Auftritt.

Es ist immer noch dunkel und ganz schön frisch, als er sich auf den Weg macht, mit dem Rucksack über der Schulter und dem Posaunenkoffer in der linken Hand. Am Ende der Straße schaut er nach rechts, wo er in achthundert Metern Entfernung in einem trüben Dunstschleier den Atlantik erahnen kann, dunkel und endlos. Unweiger-

lich wirft er dann einen Blick auf das Haus, das auf dem Hügel am Strand thront, das Spukhaus, das ihn sogar aus dieser Entfernung einschüchtert.

*Niemand kommt je lebend raus
aus dem Ocean-Drive-7-Haus*

Ein kalter Schauer überläuft ihn. Er schüttelt ihn ab und geht nach links, den Ocean Drive in nördliche Richtung. Weil der Posaunenmacher schwer ist, trägt er ihn abwechselnd in der linken und der rechten Hand; er will nicht, dass irgendetwas seinen Auftritt heute beeinträchtigt.

Während er sich der Schule von Süden her nähert, wird er munter. Die kühle Morgenluft erwärmt sich allmählich und wirkt belebend. Die Sonne bricht durch die Wipfel der Bäume. Herbstlich gefärbte Blätter wiegen sich im Wind. Er unterdrückt den Drang, zu hüpfen wie ein ungeduldiger kleiner Junge.

Denn er ist kein kleiner Junge mehr. Er ist ja nicht mehr acht oder zehn.

Er ist der Erste, genau wie er es geplant hat, allein auf einer fast einen halben Hektar großen Grünfläche, ein freies Feld, das zum Baseballfeld und dem Schulhof im Süden des Backsteingebäudes führt. Keine Bäume, kein Gebüsch, keine Backsteinmauern, rein gar nichts über die Länge von mindestens einem halben Fußballfeld.

Er wendet sich dem Wald an der östlichen Seite zu und nimmt dort seine erhöhte Position ein. Er öffnet den Posaunenmacher und holt das Gewehr heraus, das bereits voll geladen ist.

Er hält das Gewehr in den Händen und holt tief Luft, um seine Nerven zu beruhigen. Sein Herzschlag rast, seine Kehle ist wie zugeschnürt, seine Glieder zittern.

Er schaut auf seine *Star Wars*-Armbanduhr, die er über seinem Halloween-Kostüm trägt. Gleich wird die Schulglocke zum ersten Mal läuten. Einige Schüler treffen immer früh ein und versammeln sich in der Nähe des Hintereingangs, wo sie sich in kleine Cliquen aufteilen oder sich einen Football oder Frisbee zuwerfen. Spielzeug für die kleineren Kinder.

Aber auf die kleineren Kinder hat er es nicht abgesehen.

Er schaut wieder auf seine Uhr, auf der ihm Darth Vader zu erkennen gibt, dass die Zeit bald gekommen ist. Er wollte sich heute eigentlich als Darth verkleiden, dem Anlass entsprechend, aber mit dem überdimensionierten, kloßigen Helm war es fast unmöglich gewesen, durch das Zielfernrohr etwas zu erkennen, als er es versucht hat.

Inmitten der herumwirbelnden Blätter schweift er mit den Gedanken ab, verliert sich in seinen Fantasien, und plötzlich ist die Zeit wie im Flug vergangen. Sie kommen. Kleine Kinder, an der Hand ihrer Eltern lebhaft hüpfend. Ältere, die nebeneinandergehen. Superman und Batman und Aquaman, Vampire und Clowns, Kätzchen und Häschen, Aschenputtel, Schneewittchen und Tinker Bell, Pocahontas und Woody aus *Toy Story*, Ronald Reagan und Simba aus *König der Löwen*, Mr Spock ...

... und die ältesten Schüler an der Schule, die im dritten und vierten Jahr, ein paar davon mit der obligatorischen Schminke oder dem Hauch eines Kostüms, aber in der Regel zu cool, als dass sie sich verkleiden würden wie ihre kleineren Mitschüler.

»Showtime«, sagt er. Diesen Ausdruck hat er in einem Film auf einem der Kabelkanäle gehört, einem Film, den er eigentlich nicht hätte sehen dürfen, und fand, er klinge cool. Ihm wird immer heißer unter seinem Kostüm.

»Showtime«, sagt er erneut und hebt sein Gewehr, und dieses Mal findet er die Sprache wieder, stark und zuversichtlich, und dann ändert sich alles, so als werde in ihm ein Schalter umgelegt. Ruhe erfüllt und beschwingt ihn: Schaut ihn an! Schaut ihn an, wie er besonnen aus der Deckung der Bäume hervortritt, das Gewehr im Anschlag, zielen und feuern und die nächste Patrone einklicken lassen, *zielenfeuern-klicken*, während er auf die erschrockene Menge zugeht. Der Knall, jedes Mal, wenn er den Abzug betätigt, verursacht die belebendste Empfindung, die er je verspürt hat.

Jimmy Trager schreit vor Schmerz und Überraschung auf, sein Rücken krümmt sich, und er taumelt zu Boden. Roger Ackerman, dieses Arschloch, umklammert seinen Arm und versucht davonzulaufen, wankt aber nur durch das Laub.

Auf der Lichtung nun deutlich sichtbar geht er auf ein Knie, um ins Gleichgewicht zu kommen. Schreie und Rufe erfüllen die Luft, und fünfzig, sechzig Kinder stieben wie aufgeschreckte Hühner in alle Richtungen und stoßen dabei aneinander, stolpern übereinander, lassen ihre Schultaschen fallen und bedecken sich den Kopf; unsicher zunächst, wohin sie rennen sollen, drehen sie den Kopf in alle Richtungen, wissen nur, dass sie weglaufen sollten, laufen, laufen ...

»Zu den Bäumen!«, schreit einer der Erwachsenen.

»Zum Parkplatz!«, ruft ein anderer.

Er feuert und läßt nach, *zielen-feuern-klicken*, während die Gruppen von Schülern voller Panik wie vom Sturm gepeitschte Blätter hin und her jagen. Ihre schrillen Schreie sind wie Musik in seinen Ohren. Ihre panische Angst ist seine Luft zum Atmen. Er wünscht sich, dass dieser Moment nie vergeht.

Sechs Treffer, sieben, acht auf der Lichtung in seiner Nähe. Ein weiteres halbes Dutzend weiter entfernt.

Und dann hebt er in einer dramatischen Geste sein Gewehr in die Luft, nur einen Moment, um die herrliche Szene zu genießen, die Macht, die er ausübt, das Chaos, das er verursacht hat. Es ist mit nichts vergleichbar, das er je empfunden hat. Es ist mit Worten nicht auszudrücken, dieser Euphorieschub, dieser Nervenkitzel, der durch ihn strömt. Und dann verschwimmt das Bild vor seinen Augen, und es dauert einen Moment, bis er begreift, dass nicht der Wind dafür verantwortlich ist, sondern seine Tränen.

In seinem Luftgewehr sind wahrscheinlich noch ein Dutzend Kugeln, aber ihm läuft die Zeit davon. Jeden Moment wird einer der Lehrer herauskommen. Sie werden die Polizei alarmieren. Und er hat ohnehin erreicht, was er wollte. Nur ein paar oberflächliche Verletzungen durch die Schrotmunition.

Aber heia, was hat das Spaß gemacht!

Und ich bin erst zwölf Jahre alt, denkt er. Das war noch gar nichts, Leute.

BUCH I

BRIDGEHAMPTON, 2011

Noah Walker klettert vorsichtig auf das Dach seines Hauses, braucht einen Moment, um das Gleichgewicht zu finden, und nimmt die Yankee-Kappe ab, um sich unter der sengenden Sonne der ersten Junitage den Schweiß von der Stirn zu wischen. Dacharbeiten hat er immer ganz gern verrichtet, aber wenn es das eigene Dach ist, von dem Gebäude, das man gemietet hat, und wenn man es nur macht, weil der Vermieter ein halbes Jahr benötigt, um es reparieren zu lassen, und man die Wasserflecken an der Decke satt hat, dann ist es etwas anderes.

Er fährt sich mit den Händen durch das dichte, lockige Haar. Paige nennt es den Matthew-McConaughey-Look – was bedeutet, dass er die entsprechende Physis hat. Diesen Vergleich bekommt er schon seit Jahren zu hören und hat sich noch nie viel darauf eingebildet. Er hat sich nie viel aus dem gemacht, was irgendwer über ihn gedacht oder gesagt hat. Täte er es, würde er todsicher nicht mehr in den Hamptons leben.

Er hört das Knirschen von Autoreifen unten auf der Straße, das Summen eines leistungsstarken Motors, der gut in Schuss ist. Die unbefestigten Straßen, die vom Sag Harbor Turnpike abgehen, sind bestenfalls uneben, manchmal holprig und zuweilen regelrecht tückisch. Anders als die Uferstraßen am Ozean zu den über dreieinhalbtausend Quadratmeter großen Villen, in denen die oberen Zehntausend gern den Sommer verbringen. Nicht,

dass er allzu sehr über den Jetset lästern sollte, denn er verdient von Mai bis August doppelt so viel, wenn er nach ihrer Pfeife tanzt, wie im Rest des Jahres zusammen. Er repariert, was bei ihnen repariert werden muss. Er gräbt um, was bei ihnen umgegraben werden muss. Er erträgt ihre herablassende Behandlung.

»Paige«, sagt er zu sich selbst, noch bevor ihr pechschwarzes Aston Martin Cabrio die Einfahrt heraufkommt und neben seiner neunzehn Jahre alten umgebauten Harley stehen bleibt. Besonnen ist sie nicht. Wahrscheinlich sollte sie vorsichtiger sein. Aber hier im Wald, wo er wohnt, haben die Leute nichts mit den Reichen am Hut, daher besteht nicht wirklich die Gefahr, dass die Sache Paiges Mann, John Sulzman, zu Ohren kommt. Es ist nicht so, als würden seine Nachbarn Paiges Mann bei irgendwelchen High-Society-Veranstaltungen über den Weg laufen. Leute wie er kommen einem Smoking nur nah, wenn sie sich auf Discovery Channel Pinguine anschauen. Gleiche Postleitzahl, andere Welt.

Mit der Anmut, die ihr zu eigen ist, gleitet Paige aus ihrem Cabrio. Noah verspürt das Verlangen, das bereits der erste Blick auf sie immer auslöst. Paige Sulzman ist einer der Menschen, für die Schönheit mühelos ist, ein Privileg, keine lästige Aufgabe. In ihrem gepunkteten Kleid, mit einer Hand den weißen Hut im Wind festhaltend, sieht sie ganz so aus wie die Angehörige der feinen Gesellschaft von Manhattan, zu der sie gehört, auch wenn sie ursprünglich aus dem Hinterland stammt und sich Augenmaß und Bescheidenheit bewahrt hat.

Paige. Sie hat etwas Erfrischendes an sich. Mit ihrem

glänzenden blonden Haar und ihrer Figur, für die man töten würde, ihrer kleinen Stupsnase und ihren strahlenden haselnussbraunen Augen ist sie eine natürliche Schönheit. Aber es ist nicht bloß ihr Aussehen. Sie hat einen scharfen Verstand, kann über sich selbst lachen, hat die Manieren eines gut erzogenen Mädchens. Sie ist einer der aufrichtigsten und anständigsten Menschen, die er je kennengelernt hat.

Sie ist auch ziemlich gut im Bett.

Noah klettert an der Rückseite des Hauses vom Dach und empfängt sie drinnen. Sie eilt zu ihm, presst ihre Lippen auf die seinen und legt dabei die Hände auf seine nackte Brust.

»Ich dachte, du wärst in Manhattan«, flüstert er.

Sie zieht zum Schein mit ihren üppigen Lippen einen Flunsch. »Was ist das denn für eine Begrüßung, Mister. Wie wäre es mit: Paige, ich freue mich total, dich zu sehen!«

»Ich *freue* mich ja auch.« Das tut er wirklich. Zum ersten Mal ist er Paige vor Jahren begegnet, als er auf dem Anwesen der Sulzmans die Dachrinnen gereinigt hat. Ihr Bild hatte er danach noch lange vor Augen. Doch erst vor sechs Wochen brachte das Schicksal sie zusammen.

Die Aussicht, Paige zu sehen, war immer sowohl aufregend wie auch Furcht einflößend. Aufregend, weil er noch nie jemanden kennengelernt hat, der die Flamme in ihm so entfacht, und Furcht einflößend, weil sie mit John Sulzman verheiratet ist.

Aber all das ist nebensächlich. Es knistert zwischen ih-

nen, dass es fast greifbar ist. Er ertastet mit seinen großen, rauen Händen die Konturen ihres Körpers unter ihrem dünnen Kleid, umschließt ihre beeindruckenden Brüste, fährt ihr durch das seidige Haar, während sie ein leises Stöhnen ausstößt und sich an dem Reißverschluss seiner Bluejeans zu schaffen macht.

»Ich werde ihn verlassen«, haucht sie mit stockendem Atem. »Ich werde es tun.«

»Das kannst du nicht«, sagt Noah. »Er wird ... dich umbringen.«

Noahs Hand gleitet in ihren Slip, und sie atmet schwer. »Ich habe es satt, Angst vor ihm zu haben. Mir ist egal, was er ... was er ... oh ... oh, Noah...«

Er hebt sie hoch, und sie prallen gegen die Eingangstür, die daraufhin mit einem dumpfen Schlag zuknallt. Das Geräusch überschneidet sich mit einem ähnlichen, mit dem sich draußen eine andere Tür schließt.

Noah trägt Paige in das Wohnzimmer. Er legt sie auf dem Teppich ab, reißt ihr Kleid auf, sodass die Knöpfe aufspringen, und gleitet mit dem Mund über ihre Brüste, um seine Lippen dann hinunter zu ihrem Slip wandern zu lassen. Im nächsten Moment trägt sie keine Unterwäsche mehr und hat die Beine um seinen Hals geschlungen, während sie nun heftiger stöhnt und dabei seinen Namen ruft.

Er richtet sich auf und streift sich die Jeans ab, befreit sich. Dann stützt er sich über Paige ab und gleitet sanft in sie hinein, worauf sie einen Katzenbuckel macht. Sie finden ihren Rhythmus, zunächst langsam und dann drängend, und ein Kribbeln durchströmt Noah, die In-

tensität nimmt zu, ein Damm, der im Begriff ist zu brechen ...

Dann hört er, wie sich eine weitere Tür schließt. Dann wieder eine.

Plötzlich bewegt er sich nicht mehr und hebt den Kopf.

»Da ist jemand«, sagt er.

Noah zieht sich die Unterwäsche wieder an und setzt sich in die Hocke, bleibt geduckt. »Bist du sicher, dass dein Mann ...«

»Ich wüsste nicht, wie.«

Sie weiß nicht, wie? John Sulzman hat unbegrenzte Mittel, mehr Kapital als manche kleine Länder. Jemanden, der so arglos ist wie Paige und so etwas nie bemerken würde, könnte er mühelos beschatten lassen.

Noah holt tief Luft; sein Herzschlag verlangsamt sich, und das Blut gefriert ihm in den Adern. Er hebt seine Jeans vom Boden auf und angelt das Messer aus seiner Gesäßtasche.

»Geh nach oben und versteck dich«, befiehlt er Paige.

»Ich gehe nirgendwohin.«

Er lässt sich auf keinen Streit ein. Paige würde doch nicht auf ihn hören.

Und außerdem sind sie nicht wegen Paige hier. Sie sind wegen ihm hier.

Noah hört, dass sich draußen etwas bewegt. Es sind aber weder Stimmen noch beabsichtigte Geräusche zu vernehmen, was die Sache noch schlimmer macht – sie kündigen sich nicht an. Er bleibt in gebückter Haltung und gleitet aus dem Wohnzimmer hinaus, aber nicht, ohne zuvor durch das Fenster einen flüchtigen Blick auf sich bewegend Menschen erhascht zu haben, von denen einige um das Haus eilen, während andere auf die Eingangstür zuhalten.

Eine kleine Armee fällt über das Haus her. Und er hat nichts außer einem Dachpappenmesser.

Mittlerweile im Hausflur, steht er gegenüber der Eingangstür. Sich zu verstecken nutzt wenig. Täte er es, würden sie ihn finden, und wenn sie ihn gefunden hätten, wären sie bereit zu handeln, hätten ihre Waffen im Anschlag, wären in einer Abwehrformation ausgeschwärmt. Nein, seine einzige Chance besteht darin, sie seinerseits zu überraschen: wenn sie glauben, sie schlichen sich während eines Schäferstündchens herein, wenn sie glauben, Noah sei nicht auf sie vorbereitet. Überrasche sie, tu ihnen weh und entkomme.

Er hört, wie die Hintertür aufschlägt, während sich gleichzeitig der Türknauf an der Haustür langsam dreht. Sie kommen aus beiden Richtungen gleichzeitig. Er hat praktisch keine Chance.

Aber er hat wohl nichts zu verlieren, denkt er und verstärkt seinen Griff um das Messer.

Er macht mit einem Bein einen Ausfallschritt nach hinten, wie ein Läufer, der vor dem Rennen in den Startblock tritt, bereit, mit seinem Messer auf die Haustür zuzuspringen. Der Türknauf vollendet seine Drehung, das Herz pocht ihm bis zum Hals, die Eingangstür fliegt auf.

Er stürzt nach vorn, bereit, das Messer nach oben zu ziehen ...

... eine Frau, rothaarig, in Bluejeans und mit einer Schutzweste, Revolver in der Hand, eine Dienstmarke, die an einer Kordel um ihren Hals baumelt ...

Eine Dienstmarke?

Er versucht, seinen Schwung abzubremsen, fällt auf die

Knie und rutscht weiter nach vorn. Die Frau wirbelt herum und holt zu einem Tritt aus, und Noah erblickt unmittelbar vor dem Aufprall das Profil ihrer Schuhsohle. Dann lässt der Tritt seinen Kopf zurückschnellen. Sein Rücken krümmt sich, und er schlägt mit dem Kopf auf den Boden, sieht an der Decke über sich Sternchen und gezackte Linien tänzeln.

»Messer weg, oder ich mache Sie kalt!«, erklingt ihre monotone Stimme. »STPD.«

Noah blinzelt heftig mit den Augen. Sein Herz hämmert nach wie vor. *STPD*.

Die Polizei?

»Messer fallen lassen, Noah!«, befiehlt die rothaarige Polizistin, während mehrere andere Officers hinter ihr hereindrängen.

»Mein Gott, ja doch.« Noah wirft das Messer auf den Boden. Er schmeckt Blut im Mund. Ein stechender Schmerz schießt ihm durch Nase und Augen.

»Keine Bewegung!«, schreien die anderen Officers Paige an. »Hände hoch!«

»Tun Sie ihr nichts!«, sagt Noah. »Sie hat überhaupt nichts ...«

»Noah, wenn Sie sich mir noch einmal widersetzen, landen Sie im Krankenhaus.« Die Rothaarige stellt einen Fuß auf seinen Brustkorb. Trotz seiner misslichen Lage und dem Schmerz, der in seinem Kopf hämmert, und der Angst, die ihm die Brust zuschnürt, nimmt er diese Polizistin jetzt zum ersten Mal wahr, ihre auffälligen eisblauen Augen, ihr glänzendes hochgebundenes Haar, ihr Selbstvertrauen.

»Was ... was geht hier vor?«, bringt er heraus. Seine anfängliche Erleichterung – niemand will ihn töten – ist von kurzer Dauer, vor allem, da nun auch durch die Hintertür immer mehr Polizisten hereindrängen. Zehn Officers, schätzt er, alle in Schutzwesten und schwer bewaffnet.

Warum?

»Sie haben kein Recht dazu, das hier zu tun!«, ruft Paige aus dem anderen Raum. Es hört sich gleichermaßen wie Protest als auch wie Belehrung an, wie etwas, das jemand sagen würde, der Geld hat, jemand, der den Cops gegenüber nicht den Schwanz einzieht, wie andere es tun würden.

So ziemlich das Einzige, das Noah verschwommen erkennen kann, ist die Polizistin, die auf ihn hinunterstarrt. Er trägt nur Unterwäsche, liegt flach auf dem Rücken, während ihr Fuß auf seiner Brust ruht und sich nach dem Tritt in seinem Gesicht ein hübsches Veilchen bildet. Aber Paiges Rufen zu hören löst etwas in ihm aus.

»Das hier ist mein *Zuhause*«, zischt er und ballt die Hände zu Fäusten. »Wenn Sie ein Problem mit mir haben, klopfen Sie an die Tür und sprechen Sie mit mir.«

»Wir haben ein Problem mit Ihnen, Noah«, blafft sie. »Besser so?«

Sein Blick bleibt an Detective Isaac Marks hängen, den Noah seit Jahren kennt, noch aus der Schulzeit. Abgesehen von einem leichten Zucken mit der Schulter zeigt Marks kaum eine Reaktion.

Die Rothaarige befiehlt Noah, sich umzudrehen. Sie legt ihm Handschellen an und zieht ihn mit einem Ruck

auf die Füße. Der jähe Ruck, verbunden mit den Nachwirkungen des Tritts ins Gesicht, bewirkt, dass Noah auf wackeligen Beinen steht.

»Das ist doch lächerlich«, protestiert er. »Behauptet Dr. Redmond wieder, ich hätte ihm seine Rolex gestohlen? Sagen Sie ihm, er soll unter den Couchkissen nachschauen.« Es wäre nicht das erste Mal, dass einer dieser Trillionäre etwas verlegt hat und das Personal beschuldigt, es geklaut zu haben. Ein Filmproduzent ließ Noah mal wegen des Diebstahls seiner Golfschläger verhaften, nur um sich später daran zu erinnern, dass er sie im Kofferraum seines Wagens liegen gelassen hatte. »Und sind Sie auch ganz sicher, genug Bullen mitgebracht zu haben?«

»Sind Sie deshalb mit einem Messer auf mich losgegangen?«, fragt die Rothaarige. »Weil Sie dachten, ich wollte Sie wegen einer Uhr befragen?«

»Er weiß, dass es hier nicht um eine Rolex geht.« Noah erkennt die Stimme, bevor er Langdon James in das Haus stolzieren sieht. Er ist seit über fünfzehn Jahren Chief des Southampton Town Police Department. Sein Doppelkinn hängt ihm jetzt über dem Hemdkragen, der Bauch über dem Gürtel, und seine Haare sind vollkommen ergraut, aber er hat immer noch seine Baritonstimme und seine dicken Koteletten.

Was zum Teufel macht der Chief hier?

»Detective Murphy«, sagt der Chief zu der Rothaarigen, »bringen Sie ihn zur Wache. Ich kümmere mich um die Durchsuchung seines Hauses.«

»Sagt mir jetzt mal jemand, was hier vor sich geht?«, for-

dert Noah, nicht imstande, die Angst zu verbergen, die seine Stimme zu ersticken droht.

»Ist mir ein Vergnügen«, sagt der Chief. »Noah Walker, Sie sind verhaftet wegen der Morde an Melanie Philipps und Zachary Stern.«

Die Beerdigungsfeier für Melanie Philipps ist gut besucht, die Bankreihen in der Presbyterianischen Kirche sind voll besetzt, die Besucher stehen bis auf die Main Street hinaus. Sie war noch keine zwanzig Jahre alt, als sie ermordet wurde, und hat zeit ihres Lebens in Bridgehampton gewohnt. Das arme Mädchen hat nie die Welt sehen können, auch wenn für manche der Platz, an dem sie aufwachsen, die Welt bedeutet. Vielleicht war Melanie so. Vielleicht wollte sie bloß Kellnerin im Tasty's Diner sein und Touristen und Städtern oder hier und da reichen Paaren, die mal im »lokalen Umfeld« etwas trinken wollen, Muscheln und Hummer servieren.

Aber bei ihrem Aussehen, zumindest nach dem, was ich auf Fotos gesehen habe, wollte sie wahrscheinlich höher hinaus. Eine junge Frau wie sie, mit glänzendem braunem Haar und feinen Zügen, hätte die Cover von Lifestyle-Magazinen füllen können. Zweifellos hat sie aus diesem Grund die Aufmerksamkeit von Zach Stern auf sich gezogen, dem Leiter einer Talent-Agentur, zu der Top-Prominente gehören, ein Mann, der einen eigenen Jet besaß und ab und zu gern in den Hamptons abhing.

Und zweifellos hat sie deshalb auch die Aufmerksamkeit von Noah Walker auf sich gezogen, der anscheinend eine ausgesprochene Vorliebe für die junge Melanie hegte und ihre Affäre mit Zach nicht allzu freundlich aufgenommen haben dürfte.

Erst vor vier Nächten wurden Zachary Stern und Melanie Philipps tot aufgefunden, Opfer eines brutalen Mords in einem Ferienhaus in der Nähe des Strands, das Zach für eine Woche gemietet hatte. Es war ein solches Blutbad angerichtet worden, dass der Gottesdienst zu Melanies Beerdigung mit geschlossenem Sarg abgehalten wurde.

Dass so viele hier zusammenkommen, liegt also zum Teil an Melanies Beliebtheit bei der örtlichen Bevölkerung und zum Teil am Medieninteresse angesichts Zach Sterns Ruf in Hollywood.

Zum Teil aber auch daran, wie man mir gesteckt hat, dass die Morde sich in Ocean Drive 7 ereignet haben, das die Einheimischen auch das Mordhaus nennen.

Jetzt beginnt die eigentliche Grablegung, die gleich neben der Kirche stattfindet. Dies erlaubt dem Pulk von Menschen, die keinen Platz mehr in der Kirche gefunden haben, zum südlichen Ende des Friedhofs zu gehen, auf dem Melanie Philipps ihre letzte Ruhe finden wird. Es müssen dreihundert Menschen hier sein, wenn man die Medienvertreter mitzählt, die größtenteils einen respektvollen Abstand einhalten, selbst während sie ihre Fotos schießen.

Die senkrecht einfallenden Strahlen der Mittagssonne führen dazu, dass Augen zusammengekniffen und Sonnenbrillen aufgesetzt werden, was mir beides die Aufgabe erschwert, wegen der ich gekommen bin, nämlich die Leute unter die Lupe zu nehmen, die an der Beerdigungsfeier teilnehmen, und zu sehen, ob bei irgendwem mein Radar anschlägt. Manchmal kommen die Dreckskerle nämlich gern vorbei und schauen sich das Leid an, das sie

verursacht haben, daher ist es eine Standardprozedur, an Tatorten und Begräbnissen einen Blick über die Menge schweifen zu lassen.

»Erkläre mir doch noch mal, warum wir hier sind, Detective Murphy«, will mein Partner, Isaac Marks, wissen.

»Ich erweise die letzte Ehre.«

»Du kanntest Melanie doch gar nicht«, versetzt er.

Wohl wahr. Ich kenne hier in der Gegend überhaupt niemanden. Vor langer, langer Zeit fuhr meine Familie jeden Sommer hierher, eine gut dreiwöchige Spanne von Juni bis Juli, um bei Onkel Langdon und Tante Chloe zu wohnen. Meine Erinnerungen an diese Sommer – Strände und Bootsfahrten und Angeln im Hafenbecken – enden im Alter von acht.

Aus irgendeinem Grund, den ich nie in Erfahrung gebracht habe, fuhr meine Familie danach nicht mehr hierher. Bis vor neun Monaten, als ich hier in den Polizeidienst eintrat, hatte ich achtzehn Jahre lang keinen Fuß mehr in die Hamptons gesetzt.

»Ich tue etwas für meine Bräune«, sage ich.

»Gar nicht davon zu sprechen, dass wir unseren Bösewicht schon in Gewahrsam haben«, mault Isaac, ohne weiter auf meine Bemerkung einzugehen.

Auch wahr. Gestern haben wir Noah Walker festgenommen. Morgen ist seine Kautionsanhörung, aber bei einem Doppelmord wird der Richter ihn auf keinen Fall auf Kautions rauslassen.

»Und wenn ich hinzufügen darf«, wendet Isaac ein, »ist das hier nicht einmal dein Fall.«

Wieder wahr. Ich hatte mich freiwillig gemeldet, das Team zu leiten, das Noah festnimmt, aber den Fall hat man mir nicht gegeben. Tatsächlich nimmt sich der Chief – mein besagter Onkel Langdon – dieser Angelegenheit persönlich an. In der Stadt haben sich fast alle ins Hemd gemacht, vor allem die eingebildeten Millionäre der Strandpromenade, als der Promi-Agent Zach Stern in ihrer malerischen kleinen Ortschaft brutal ermordet wurde. Das ist so ein Fall, der den Chief den Job kosten könnte, wenn er nicht auf der Hut ist. Angeblich liegt ihm der Bürgermeister stündlich in den Ohren, um auf den neusten Stand gebracht zu werden.

Warum also bin ich hier, bei der Beerdigung von jemandem, den ich nicht kenne, in einem Fall, der nicht der meine ist? Weil ich mich langweile. Weil ich, seit ich weg bin vom NYPD, nichts mehr erlebt habe. Und weil ich mich in meinen acht Jahren im Dienst mit mehr Tötungsdelikten beschäftigt habe als all diese Cops in Bridgehampton zusammen. Übersetzung: Ich wollte den Fall und war ein wenig ungehalten, als ich ihn nicht bekam.

»Wer ist das?«, frage ich und deute dabei über den Weg auf einen seltsam aussehenden Mann mit einer grünen Kappe, langem strähnigem Haar und verlotterten Klamotten. Er hat tiefliegende, gruselige Augen, die umherzuschweifen scheinen. Er verlagert sein Gewicht ständig von einem Bein auf das andere, nicht imstande, still stehen zu bleiben.

Isaac schiebt seine Sonnenbrille nach unten, um besser sehen zu können. »Ach, das ist Aiden Willis«, sagt er. »Er arbeitet für die Kirche. Hat wahrscheinlich Melanies Grab ausgehoben.«

»Sieht so aus, als habe er vorher darin geschlafen.«

Das gefällt Isaac. »Ernsthaft, Murphy. Du suchst nach Verdächtigen? Bei allem, was du über diesen Fall weißt, also so gut wie gar nichts, passt dir Noah Walker als Mörder nicht?«

»Das habe ich nicht gesagt«, erwidere ich.

»Du streitest es aber auch nicht ab.«

Darüber denke ich nach. Er hat natürlich recht. Was zur Hölle weiß ich schon über Noah Walker oder die Beweise gegen ihn? Er ist mir vielleicht nicht als jemand aufgefallen, der gerade einen brutalen Doppelmord begangen hat. Aber wann stimmt schon das äußere Erscheinungsbild mit dem überein, was jemand verbochen hat? Einmal habe ich einen Lehrer von Zweitklässlern eingebuchtet, der an der Highschool mit Heroin dealte. Und einen jugendlichen Ehrenamtler, der im Keller eines Krankenhauses Leichen poppte. Man kann in die Köpfe der Menschen nicht reinschauen. Und ich hatte Noah Walker gerade mal eine halbe Stunde lang gesehen.

»Geh nach Hause«, schlägt Isaac vor. »Trainiere ...«
Heute Morgen schon getan.

»... oder schau dir das Meer an ...«

Schon angeschaut. Ist ein echt großes Gewässer.

»... oder trink dir einen.«

Klar, ein Gläschen Wein könnte nicht schaden. Aber vorher mache ich noch schnell einen kleinen Umweg. Einen Umweg, der mir eine Menge Ärger bescheren könnte.